Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 32 (1891)

Artikel: Aussaat und Ernte
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007890

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ausſaat und Ernte.

I.

icht jedes Menſchenkind wird bei ſeinem Eintritt in's irdiſche Daſein gleich freudig begrüßt. Der Schneidermeiſter Pankraz Scheibele kratzte ſich verlegen hinter dem Ohr, als ihm ſein „Dreizehntes“ geboren wurde. Von den ſieben Buben und fünf Meitſchenen hatte der liebe Gott nur eines zu ſich genommen, aber ſchon nach Ablauf eines Jahres war das Dutzend wieder voll. Der gute Pankraz hatte Mühe für das arme Würmlein Gotte und Götti zu finden. Aus dem Schwabenland eingewandert, hatte er in der Gegend keine Verwandten, die Verwandtſchaft ſeiner Frau aber war ſehr klein und außer dieſer wollte niemand zu Gevatter ſtehen.

Am gleichen Tage, als die Familie des ehrſamen Schneidermeiſters Scheibele um ein Meitſchi vermehrt wurde, war auch der Uerthevogt Leonz Schlegel glücklicher Vater geworden. Der machte aber ein ganz anderes Geſicht, als ſein Nachbar Pankraz. Leonz war überglücklich, daß endlich nach ſechs Jahren vergeblichen Harrens, das edle Geſchlecht der Schlegel vom Ausſterben gerettet ſchien.

Am Tage der Taufe ging's hoch her. Der Schullehrer that ſein Möglichſtes auf der Orgel. Er zog alle Regiſter und fuhrwerkte auf den Taſten herum, daß ihm der Schweiß über den ganzen Leib herablief. Als der Herr Götti, nämlich der Säckelmeiſter Hans Jörg Zniderist mit der hübſchen Gotte, Frau Spitalherrin Anna Margaritha Spillmatter, geb. Schlegel mit der „Schlotterten“ die Kirche verließ und dem Bären zuſchritt, da ſtreckten die Nachbaren ihre Köpfe aus den Fenſtern oder ſie guckten verſtohlen hinter den Vorhängen hervor und der Bärenwirth bewillkommte ſeine Gäſte ſchon von weitem unter der Hausthüre. Solch einen vornehmen Göttiwein hatte der Bärenwirth ſchon lange nicht mehr gehabt, es waren mehr als ein Dutzend Eingeladene. Der Herr Pfarrer war auch erſchienen und der überglückliche Vater Schlegel ſaß breit und behäbig neben dem Herrn Säckelmeiſter. Aufgeſtellt wurde, was der Tiſch zu tragen vermochte, wenigſtens viererlei Fleiſch und Paſteten und Nachtiſch was Platz hatte. An Wein fehlte es natürlich auch nicht und der rothe Welſche fand guten Abſatz und machte die Leute geſprächig. Anfänglich drehte ſich der Disput um gleichgültige Dinge; man berichtete vom Viehhandel und den Käspreiſen, von der Stierenzeichnung und dem Wylermarkt — dann kam die Rede auf den letzten Landrath und die Landsgemeinde im Frühling. Die Köpfe waren ordentlich erhitzt, als man in's Politiſiren hineingerieth. Da wurde manch' unüberlegtes Wort geſprochen. Beſonders that ſich der Uerthevogt hervor. Er war bei weitem nicht mit allem zufrieden, was die Regierung machte, und bei faſt allen ihren Beſchlüſſen und Verordnungen fand er irgend ein Haar in der Suppe. Als es daher hieß, der eine oder andere aus der Regierung wolle bei der nächſten Landsgemeinde abdanken, da meinte der Uerthevogt, den Säckelmeiſter ausgenommen, wär's für manchen ſchon nicht ſchade, wenn er abgebe. Es fehle den Leuten an Bildung und am Verſtändniß für die Bedürfniſſe der Zeit und dergl. Bildung und Schulung müſſe einer heut zu Tage haben, wenn er etwas leiſten wolle. Das wolle er gleich ſagen, auch ſein Sohn müſſe ihm einſt etwas Rechtes werden, etwas G'ſtudiertes. Der Pfarrer, der oben am Tiſche ſaß, ſchüttelte bedenklich den Kopf, als er den Uerthevogt ſo reden hörte. Bedächtig nahm er eine Priſe und ſagte, als niemand dem Vater Schlegel antwortete, ganz ruhig: „Das beſte, mein lieber Leonz, wird wohl ſein, wenn ihr euerm Sohne eine ächt chriſtliche Erziehung gebt. Dann iſt das Fundament gelegt, auf dem das Uebrige aufgebaut werden kann“. Dieſe ruhigen vernünftigen Worte kamen dem Uerthevogt nicht gelegen. Er konnte ohnehin den Pfarrer nicht recht leiden und weil er etwas aufgeklärter Geſinnung war, ſo meinte er gleich, das ſei auf ihn geſtichelt und er wurde giftig. „Wenn er einſt ſeinen Sohn ſtudieren laſſen wolle, ſo gehe das niemanden etwas an und ſo gut als der Miesmattli-Toni werde er es auch noch vermögen, ſeinen Buben bilden zu laſſen“. Das war verſtändlich und grob zugleich, denn der Miesmattli-Toni war des Pfarrers Vater geweſen, hatte ſieben Kinder gehabt und alle ehrlich durchgebracht.

Der Pfarrer fühlte den Hieb ganz gut,

aber er ſchwieg ſtill. Mit Leuten, die vom Weine erhitzt ſind, läßt ſich nicht disputieren. Der Uerthevogt war zwar kein böſer Mann, wenn er aber ein paar Gläſer Wein im Leibe hatte, dann war bei ihm das Feuer gleich im Dach. Der Herr Uerthevogt ließ ſich nicht auf den Zähnen dengelen, denn der Herr Uerthevogt war gebildet, ſehr gebildet für anno dazumal. Er hatte früher den Viehhandel getrieben, war oft über den Gotthard nach Italien gekommen und bei ſeinem Geſchäfte mit Welt und Leuten bekannt geworden. Als eifriger Patriot las er den Republikaner und den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten, ſprach gern über Aufklärung und Bildung und konnte nichts weniger leiden, als die Altgeſinnten, „die Rothſtrümpfe und Stecklibuben", wie er ſie gewöhnlich nannte. Eben darum wurde Leonz auch heute ſo hitzig, denn des Pfarrers Vater war auch einer von den ſog. Stecklibuben geweſen und anno 1802 unter dem Oberſt Schmitter nach Bern gezogen.

Der hübſchen Gotte, der Frau Spitalherrin Anna Margaritha wurde angſt und bange, wie der Uerthevogt ſo eifrig wurde und anfing auf den Tiſch zu klopfen. Als ſeine Schweſter kannte ſie deſſen ſchwache Seite und war in tauſend Aengſten. Sie huſtete und räuſperte ſich, ſie zupfte den Bruder am Aermel und hätte ihm gern mit der Hand das Maul zugehalten, aber Leonz merkte nichts. Er war nun einmal im Zug und als der Pfarrer auf ſeine grobe Anſpielung nichts erwiederte, da wurde er erſt recht warm. „Ja, Herr Pfarrer, nichts für ungut", ſagte er, „Bildung muß ſein. Unſer Volk iſt noch weit zurück. Es wäre beſſer, die Geiſtlichen würden nicht ſo viel in die Schule hineinregieren und man würde tüchtige fremde Lehrer anſtellen, es giebt jetzt deren apart gute und gebildete in den Kantonen Bern, Zürich und Aargau". Ernſt erwiederte der Herr Pfarrer: „Ein ächt religiöſer Geiſt iſt die Grundlage alles Glückes für ein Land. Wohin ein Volk ohne Religion und ſittliche Grundſätze kommt, das können wir an Frankreich ſehen. Die franzöſiſchen Anſichten haben auch unſerm Vaterlande wenig Segen gebracht." „Ja, ja, der Herr Pfarrer hat völlig recht", fiel jetzt der Säckelmeiſter ein, „ſeiner Meinung bin ich auch. Wenn wir die Buben nicht vor allem religiös und ſittlich erziehen, dann wachſen ſie uns über den Kopf und machen es uns, wie die heilloſen Franzoſen ihrem guten König. Es iſt ſchon oft genug vorgekommen, daß ein ungerathener Sohn dem Vater ein frühes Grab gegraben hat". Jetzt ergriffen auch die Gotte und das Weibervolch offen für den Pfarrer Parthei, der Uerthevogt zog den Kürzern und mußte ſeine Pfeife einſtecken. Der Pfarrer aber, eingedenk des Schriftwortes: „Eine ſanfte Rede bricht den Zorn", ergriff das Glas, ſtieß mit dem Uerthevogt an und ſagte freundlich: „Wegen unſerer Meinungsverſchiedenheit ſoll's keinen Krieg zwiſchen uns abſetzen. Ich wünſche nur, daß ihr einſt an eurem Kinde recht viel Freude erlebt. Ein weiſer Sohn erfreut ſeinen Vater, aber ein thörichter Sohn iſt das Herzeleid ſeiner Mutter". Nach dieſen Worten leerte der Pfarrer ſein Glas und verabſchiedete ſich bei der Geſellſchaft. Auch der Uerthevogt reichte dem Pfarrer die Hand und begleitete ihn mit den andern bis zur Hausthüre — aber recht heiter wurde es dieſen Abend nicht mehr, der Zwiſchenfall hatte die allgemeine Freude geſtört.

Der junge Schlegel indeſſen ahnte freilich nicht, welch' große Hoffnungen ſein Vater auf ihn ſetzte. Er krähte luſtig in die Welt hinein und ließ ſich von Vettern und Baſen anſtaunen und bewundern. Aber bald hätte ſein irdiſches Daſein kurz nach der Taufe einen neuen, dießmal häuslichen Zwiſt veranlaßt. Der Götti, Herr Säckelmeiſter Joſeph Zniedriſt hatte das Kind in der Taufe nach ſeinem eigenen und dem Namen des Vaters „Leonz Joſeph" nennen laſſen. Das wollte nun dem Uerthevogt gar nicht gefallen. Leonz werde in Lunzi abgekürzt und der Name Schlegel-Lunzi oder Lunzi-Schlegel ſei eben ſo wüſt, als Lunzi-Sepp oder Sepp-Lunzi. Sein Sohn müſſe ihm „Schang" oder „Lui" heißen, das ſei franzöſiſch, klinge vornehm und patriotiſch. Die Mutter proteſtierte, der Sohn müſſe ſo heißen, wie er getauft worden ſei und wenn ſie ihm nicht Leonz oder Lunzeli ſagen wollen, ſo könnten ſie ihn ja Seppli oder Joſephli heißen. Der Name Joſeph ſei doch gewiß vornehm genug, wenn der Nährvater Chriſti ſo geheißen habe. Nach langem Hin- und Widerreden gab ſich endlich der Uerthevogt mit dem Namen Joſeph zufrieden und ſo blieb es einſtweilen.

Mit dem jungen Prinzen war ein neues Leben in das Haus des Leonz Schlegel eingezogen. Der Uerthevogt nahm den Viehhandel wieder auf, reiſte über den Gotthard und machte

Geſchäfte. Sein Sohn ſollte einſt ein reiches Erbe erhalten, d'rum wollte der Vater Geld, viel Geld verdienen. Nie kam er heim, ohne dem kleinen Joſephli etwas zu kramen, denn das Bürſchlein ging ihm über alles, das merkte der kleine Schelm nur allzubald. So oft er etwas haben wollte und es von der Mutter, oder von der Haushälterin, der Kathri, nicht erhielt, ſo ſchrie er wie beſeſſen, ſtampfte mit den Beinen und ließ nicht lugg, bis er das Verlangte bekam. — Die Mutter dachte freilich daran, dieſen Starrkopf zu brechen, aber wenn der Vater daheim war, richtete ſie nichts aus. Die Ruthe durfte nicht gebraucht werden, der Uerthevogt meinte, dieſes Strafmittel ſei nach einer veralteten Methode und wenn das Büblein ſich nicht alles gefallen laſſe, ſo ſei das ein Zeichen von einem kräftigen Willen. — Hatte ſich der Kleine an Obſt oder Leckereien übereſſen, dann mußte die Kathri gleich zum Dokter und in die Apotheke ſpringen und Joſephli wurde gepflegt, als ob's der kleine König von Spanien geweſen wäre. Der Junge aber gedieh prächtig, ſchon verſtand er es, allerlei Sprüche und Schelmenliedchen herzuplappern, er konnte die Kathri auslachen, wie ſie in der Küche herumhumpelte und gab ſogar ein paar der kräftigſten Ausdrücke, die ſeinem Vater als Viehhändler geläufig waren, zum beſten. Da lachte der Uerthevogt unbändig, nahm den Buben auf's Knie und ließ ihn luſtig reiten, indem er dazu ſang:

„Hanſelima hed Höſeli a
Und 's Dägeli a der Syte,
Hed 's Gäld verſpillt und 's Roß verchaiſt
Jetzt chan er nimme ryte".

Wenn aber die Mutter verlangte, daß Joſephli vor und nach dem Eſſen das Kreuzzeichen machen, ſeine Händchen falten und das Tiſchgebetlein herſagen ſollte, da fing das Bürſchlein an zu ſchreien und der Vater ſchmälte mit der Mutter, daß ſie an den Kleinen ſo unvernünftige Anforderungen ſtelle.

Drüben im Nachbarhauſe beim Pankraz Scheibele da ſah es ganz anders aus. Wenn die Familie um die Erdäpfelſuppe herumſtand, da betete der Vater vor und das jüngſte wie das älteſte faltete fromm die Hände und betete andächtig mit. Nie hörte man grobe Worte und wenn der Vater etwas befahl oder die Mutter etwas wollte, ſo gehorchten die Kinder auf's Wort. Und doch war das Glück beim armen Schneider nicht daheim und eine ſchwere Heimſuchung folgte auf die andere. Die Mutter war nicht mehr recht zweg, ſeitdem ſie ihr jüngſtes Kind, das Vreneli geboren; ſie hüſtelte den ganzen Sommer hindurch und die Leute, welche ſie ſahen, ſagten mitleidig: „Die hört den Kuckuck nimmermehr". Als der Herbſt herankam und die Blätter von den Bäumen fielen, da welkte auch die brave Frau dahin und am Allerſeelentage, da ruhte ſie ſchon auf dem ſtillen Friedhofe neben der Kirche.

Der gute Pankraz wußte ſich nicht zu faſſen, der Schmerz und die Anſtrengungen bei der Krankheit ſeiner Frau hatten ihn ſelber krank gemacht. Er ging umher, wie der Schatten an der Wand und aus ſeinen Augen ſchaute der Kummer, wie er ſeine große Familie ernähren wolle. Das älteſte Mädchen, 's Margarethli war freilich ſchon 17 Jahre alt und konnte nothdürftig die Haushaltung führen; einer der Buben half dem Vater bei der Arbeit, ein anderer war beim Schmied im Dorfe und ein dritter bei einem Bauer als Knechtlein angeſtellt — es blieben aber immer noch acht Kinder, die nichts verdienen konnten und doch geſpeist und gekleidet ſein wollten. Pankraz arbeitete Tag und Nacht, aber das hielt der ſchwächliche Mann nicht lange aus und ehe Oſtern kam, war er ſeiner Frau in's Grab gefolgt.

Was ſollte nun aus den armen Waiſen werden; niemand wollte ſich ihrer annehmen, denn ihr Vater war ja ein Fremder geweſen. Da erbarmte ſich die Frau Uerthevogt und als ihr Mann einſt einen guten Schick gemacht hatte und daher ziemlich wohlgelaunt von ſeiner Reiſe heimkehrte, da faßte ſie ſich ein Herz und ſagte zu ihm: „Hör' Leonz! Bei des Pankrazen drüben ſieht's doch erſchrecklich elend aus, niemand will ſich der armen Tröpflein erbarmen. Was meinſt du, Vater, wie wär's, wenn wir das Jüngſte zu uns nähmen? 'S Vreneli iſt ja am gleichen Tage geboren, wie unſer Joſephli und es wäre doch ſchön, wenn er zum G'vätterlen einen G'ſpanen hätte." Der Uerthevogt hatte nicht viel einzuwenden und ſo kam Vreneli in ſein Haus. Das gute Beiſpiel wirkte, auch andere Leute wollten nicht hinter dem Uerthevogt und ſeiner Frau zurückbleiben und ſo fanden auch die übrigen Kleinen aus Scheibeles Familie bei guten Leuten Aufnahme.

Das Vreneli war ein herziges Kind, ſtill und folgſam auf's Wort. Wenn es am Abend vor dem Schlafen ſeine Händlein faltete und

das Nachtgebetlein ſprach und für Vater und Mutter ſelig betete und für ſeine lieben Pflegeltern, da kamen der guten Frau Schlegel oft die Thränen in die Augen und es wurde ihr wehmüthig um's Herz, wenn ſie ſah, wie ihr eigenes Kind ſo ganz anders geartet war.

II.

Ein Ereigniß, das man auch im ſpätern Leben nicht ſo leicht vergißt, iſt der erſte Gang zur Schule.

Als Joſeph und Vreneli ſieben Jahre alt geworden waren, da wanderten auch ſie an der Hand der Mutter eines Morgens dem Schulhaus zu, ſorgfältig ausſtaffirt, hübſch gekämmt und mit neuen Kleidern verſehen. Der Seppli machte aber ein ſchreckliches Brieggig'ſicht, er traute dem Wetter nicht und das Vreneli wagte kaum zu ſchnaufen in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Schon war die Frau Uerthevogt mit den beiden Kindern in die Nähe des Schulhauſes gekommen und alles war bis jetzt gut gegangen, da zeigte ſich unter der Thüre der Lehrer mit der mächtigen Brille auf der Naſe und dem unheildrohenden Haſelſtock unter dem Arm. Der Anblick des Schulmeiſters machte den jungen Schlegel ſtutzig, plötzlich ließ er den Rock der Mutter aus den Händen, warf die Schiefertafel ſammt dem nagelneuen A-B-C-Buch weit von ſich und ſuchte zu entwiſchen. Doch die Frau Uerthevogt war auf den Fluchtverſuch gefaßt; mit kräftiger Hand packte ſie das Bürſchchen am Arm, es half kein Schreien und kein Flennen, der Junge wurde dem Schulmeiſter ausgeliefert. Nur mit Mühe gelang es, den kleinen Schreihals zu beſchwichtigen, und erſt als er ſah, daß all' ſein Schreien und Heulen vergeblich war, ergab er ſich in ſein Schickſal und ſetzte ſich ſtumm und trotzig an den ihm angewieſenen Platz.

Der Junge wurde dem Schulmeiſter ausgeliefert.

Der Trotz des jungen Schlegel war nicht von langer Dauer, bald war die erſte Scheu überwunden und ſchon am Nachmittag balgte ſich der Lunziſepp, — ſo wurde der neue Ankömmling gleich genannt — mit ſeinen Schulkameraden tüchtig herum. Nicht lange, und er ſpielte unter den Dorfbuben ſogar eine hervorragende Rolle. Bei allen Schelmenſtreichen war er dabei: Wurde dem Lehrer der Haſelſtock gehickt, daß er beim erſten Hieb zerbrach oder war der Schwamm mit Tinte ſo getränkt, daß der Lehrer ſeine Hände über und über damit beſchmutzte, ſo war's gewiß der Lunziſepp geweſen, der den Streich erdacht. Keiner verſtand es ſo gut wie er, mit Papierkügelchen zu bombardieren, oder die andern Buben, wenn ſie gerade aufſagen ſollten, zu necken. Selten wurde dabei der Lunziſepp erwiſcht; er verlegte ſich keck auf's Leugnen und ſeine Kameraden verriethen ihn nie. Die wußten wohl warum. Keiner hatte ſo viel Geld zu verkrämlen, wie der Seppli und von den gekauften Schleckereien bekamen ſie redlich ihren Theil. Das Chrieſi-Chlari, das auf dem Dorfplatz Chrieſi, Pflaumen und Birnen feilbot, hatte den beſten Kunden an des Uertheſvogts Sohn und der Spezereihändler fand für ſeinen Bärendreck und Bruſtzucker, für die Chokoladetäfelchen und Mandelkernen, für die Feigen und die Münzenzeltchen bei ihm reißenden Abſatz. Dem Vater Schlegel blieben die Naſchereien ſeines Seppli nicht verborgen, aber er ſagte nichts dazu. Er ſelber gab ihm ja Geld, ſo oft der Kleine ihn darum anſprach, er ſchmunzelte vergnügt, wenn er ſein Büblein den Reichen ſpielen ſah und war ſtolz auf das hoffnungsvolle Früchtlein. In Abweſenheit des Vaters mußte der Geldſäckel der Mutter herhalten, doch da floſſen die Gaben zäher. Aber der kleine Schlingel war nicht verlegen in der Wahl der Mittel, um aus der Mutter etwas herauszulocken. Bald ſollte er

Geld für ein neues Schreibheft, für Bleiſtifte und Griffel, bald für ein Leſebuch, für Schwamm und Schiefertafel haben, die Mutter glaubte alles und die Batzen wanderten zum Chrieſi-Chlari. So lernte Seppli das Lügen, ein Laſter, das bei Kindern nicht ſelten mit dem Stehlen ſich verbindet. — Die Mutter hatte ein ſchönes Trüppchen Hühner, die mehr Eier legten, als für die Haushaltung nöthig waren. Der Eierverkauf brachte ihr daher ein hübſches Sümmchen ein, ſo oft ſie aber das Eiergeld nachzählte, kam es ihr vor, als ob die Einnahme ſich eher vermindert als vermehrt habe. Der kleine Seppli hätte Auskunft geben können, warum die Mutter ſich verrechnete. Kurz und gut, das Bürſchchen war ein Schlingel und wurde immer ſchlimmer und frecher. Der Lehrer wußte ſich kaum mehr zu helfen und alle Ermahnungen des greiſen Pfarrers in Schule und Chriſtenlehre waren umſonſt. Wie hätte es auch anders ſein können? Der Geiſtliche und der Lehrer müſſen in ihrer Wirkſamkeit von den Eltern unterſtützt werden, denn nichts iſt verderblicher für ein Kind, als wenn es, wie man ſagt, daheim einen Rücken findet, ja ſogar über die Lehrer klagen darf und Recht bekommt.

Da ſtand der Genannte plötzlich hinter ihm.

Anfangs freilich hütete ſich der kleine Seppli zu Hauſe etwas zu ſagen, wenn er in der Schule geſtraft wurde; auch ſchämte er ſich, wenn er im Notenbüchlein eine ſchlechte Note oder eine Bemerkung heimbrachte. Als aber der Vater bei den ſchlechten Noten über den Lehrer aufbegehrte und meinte, der ſei halt partheiiſch und vom Pfarrer aufgewieſen, da merkte der Lunziſepp bald, wo's geſchlagen habe. Er wußte Nutzen aus der Abneigung des Vaters zu ziehen. Von jetzt an kamen Klagen über den Lehrer eine nach der andern. Bald hatte der Seppli unſchuldig Batzen bekommen, bald hatte er hinausknieen müſſen, weil ihn des Peter-Hanſen Toni geſtupft und zum Lachen gebracht hatte, dem Toni aber hatte der Lehrer nichts gethan. „Ja, ja," ſagte der Uerthevogt, „des Peter-Hanſens Toni iſt halt ein Verwandter vom Pfarrer, dem thut der Lehrer nichts. Und wenn du ſchon hundertmal geſcheider biſt, als der dumme Toni, ſo mag dich halt der Schulmeiſter nicht leiden, der Rothſtrumpf. Aber wart nur, wir wollens ihm ſchon einmal eintränken, dem Lump." Wie jetzt der Seppli heulte und ſchluchzte, ein Stein hätte ſich erbarmen mögen. „Ja, Vater", ſtöhnte der Schlingel, „der Toni ſagt mir auch immer Lunziſepp und Schlegellunzi und Lunziſchlegel und der Lehrer giebt ihm deßwegen doch keine Batzen!" „Was!" ſchrie der Vater, krebsroth vor Zorn, „Lunziſchlegel und Schlegellunzi ſagt er dir, dem Sohn des Uerthevogts, der Lausbub. Wenn ich den einmal erwiſche, ſo nehme ich ihn bei Haar und Ohren, daß er 's Für im Elſiß g'ſehd". Seppli jetzt gieb acht, was ich dir ſage. Wenn dir der Lehrer noch einmal Batzen giebt und dem Toni keine, ſo kommſt du mir gleich heim. Ich will dann dem Hudelpack Ordnung machen, ich der Uerthevogt".

Der Seppli ließ ſich das nicht zweimal ſagen und der Anlaß zu einem Kriege mit dem Lehrer bot ſich bald.

In der Nähe des Schulhauſes wohnte in einem kleinen Häuschen ein alter Junggeſelle, der Chäſſuppe-Peter. Seinen Namen trug er von ſeiner Lieblingsſpeiſe, der Chäſſuppe, die er in erſtaunlicher Menge zu vertilgen vermochte. So ſehr er aber auch die Chäſſuppe liebte, nichts konnte ihn wilder machen, als wenn man ihn durch den Uebernamen Chäſſuppe-Peter an ſeine Liebhaberei erinnerte. Der Lunziſepp mußte es bitter erfahren. Als er einſt gerade daran war, in's Wohnſtübchen zu ebener Erde ſein „Chäſſuppe-Peter" hineinzuſchreien, da ſtand der Genannte plötzlich hinter ihm und

gab dem Seppli eine Ohrfeige, daß er auf die Straße flog. Der Getroffene ſann auf Rache. In der nächſten Nacht wurde heftig an Chäs-ſuppe-Peters Hausthüre geläutet. Peter ſprang aus dem Bette und ſchaute zum Fenſter hinaus — niemand war an der Thüre zu bemerken. Kaum hatte Peter brummend ſein Bett wieder aufgeſucht, ſo läutete es zum zweiten Mal nur noch ſtärker und wieder war niemand zu ſehen. So ging's vier, fünf Mal, da wurde der Peter wild, er ergriff einen Stecken, ſtellte ſich hinter die Hausthüre, die er ganz leiſe ein wenig öffnete und als es wieder klingelte, fuhr er wie wild hinaus. Da ſtob ein Rudel Hunde bellend auseinander, ſie hatten ſich um einen Knochen geriſſen, der an der Schnur der Hausglocke angebunden war. Peter wußte nun, daß er geneckt war, er ahnte auch den Urheber des Streiches, aber — was wollte er machen? Als es am nächſten Abend zu dunkeln anfing, da ſtellte ſich der Chäsſuppe-Peter auf die Lauer in den Hausgang. Er bemerkte nichts Verdächtiges und ſchon war es ordentlich dunkel geworden, da ſang eine Knabenſtimme, — 's war die des Lunziſepp, Peter kannte ſie ganz genau:

„Chäsſuppe iſt ai guot
Si chüeld im Peter s'Bluot
Hed är ä guote Apetit
So frißt er bis er niederlid. Juhe!"

Das Liedchen war noch nicht zu Ende, da ſprang der Peter wüthend auf die Straße und rannte dem Sänger nach — aber plumps — lag er auf dem Boden, und wenig fehlte, der alte Mann hätte Arm und Beine gebrochen. — Ein gellendes Hohngelächter aus Lunziſepp's Munde verrieth, daß die Liſt gelungen. Quer über der Straße war eine dicke Schnur geſpannt, die hatte den Verfolger zum Falle gebracht. Mit blutender Naſe und zerſchundenen Knieen hinkte der Chäsſuppe-Peter in's Häuschen zurück. Am andern Morgen aber machte er beim Schulmeiſter Anzeige und da ein paar Nachbaren den Vorfall mit angeſehen und den Lunziſepp als den Uebelthäter erkannt hatten, ſo war dieſer ſeines Bubenſtreichs überführt. Zur Strafe gab es diesmal nicht nur eine tüchtige Portion Tatzen, ſondern Lunziſepp ſollte auch über Mittag im Schulzimmer eingeſperrt bleiben.

Schon hatte es zu Mittag geläutet, der Herr Uerthevogt hatte ſich bereits zu Tiſche geſetzt und die Suppe gegeſſen, aber der Seppli war noch nicht da. Das mußte ihm auffallen; ungeduldig fragte er das Vreneli, ob in der Schule etwas vorgefallen ſei. Da fing das gute Kind ſchrecklich zu brieggen an und ſchluchzend erzählte es, wie Seppli beſtraft worden ſei, weil ihn der Chäsſuppe-Peter verklagt habe. „Was!" ſchrie der Uerthevogt, „mein Sohn wird eingeſperrt und ſoll nichts zu Mittag bekommen, wegen dem Halbnarren, dem Chäs-ſuppe-Peter? So lange ich noch etwas Meiſter bin, geſchieht das nicht!" Mit dieſen Worten warf er den Löffel auf den Tiſch und ſchnellte vom Seſſel auf und bevor die Mutter ein Wort hervorbringen konnte, rannte er wie wild zur Thüre hinaus dem Schulhaus zu.

Der Schulmeiſter ſaß eben bei ſeinem kärglichen Mittageſſen, da polterte ein Mann die Stiege herauf, klopfte ſo heftig an die Stubenthüre, daß dem erſchrockenen Lehrer der Löffel aus den zitternden Händen fiel. Bevor er „Herein" gerufen, wurde die Thüre aufgeriſſen und der Uerthevogt ſtand in der Stube, mit krebsrothem Kopf und rollenden Augen. „Schulmeiſter!" ſchrie er, „Ich will wiſſen, wo mein Bub ſteckt und warum er mir nicht zum Eſſen kommt!" Der Schulmeiſter wollte antworten, aber im jähen Schrecken kam ihm ein Stücklein Brot in den letzen Schluck, er huſtete zum Erſticken und brachte kein Wort hervor. Der Uerthevogt zeigte keine Luſt lange zu warten, er ſchlug mit ſeiner groben Fauſt auf den Tiſch, daß die Erdäpfel im Teller einen Gump machten und brüllte wie nicht g'ſcheid: „Eingeſperrt habt ihr meinen Seppli, eingeſperrt wegen einer Kleinigkeit, eingeſperrt, weil ein verrückter Kerl, der Chäsſuppe-Peter ihn verklagt hat. Jetzt ſag' ich euch, wenn ihr meinen Seppli ſofort heimlaſſen wollt, ſo iſt's wohl und gut, ſonſt ſchlage ich euch ungeſpitzt in den Boden hinein." Der arme Schulmeiſter wurde bei dieſer entſetzlichen Drohung kreidenweiß vor Schrecken, er mußte ſich an der Tiſchecke halten, um nicht umzufallen, denn der Uerthevogt ſtand dicht vor ihm und hielt ihm ſeine dicke Viehhändlerfauſt unter die Naſe. Er ſtotterte etwas von Pflicht zum Strafen und von frühern Vergehungen des Seppli, aber der Uerthevogt machte kurzen Prozeß, packte den zitternden Schulmeiſter am Arm, zog ihn zur Thüre der Schulſtube und ſchnauzte ihn an: „Macht keine Spendifözi, laßt den Seppli heraus, oder ich ſchlage die Thüre ein!" Was wollte der Lehrer anders thun, als nachgeben?

Er zog den Schlüssel aus der Tasche und befreite den Gefangenen. Mit frohem Jauchzen entwischte der Bursche, drehte dem Lehrer noch eine lange Nase und marschierte mit dem Vater in's Dorf hinein.

Der Uerthevogt richtete seine Schritte direkt dem „Bären" zu, dort bestellte er für sich und seinen Sohn ein Mittagessen und eine Flasche vom Besseren. Ihm lag nur daran, Skandal zu machen. Bald hatten sich ein paar Gleichgesinnte um den Tisch versammelt, jetzt wurde geschimpft und aufbegehrt, daß es krachte. Aerger als über den Lehrer gings noch über den Pfarrer her, an ihm ließ man keinen guten Faden. Der Schulmeister sei ein einfältiger Tropf und der Pfarrer könne mit ihm machen, was er wolle. An der nächsten Gemeinde müsse man dem Lehrer den Abschied geben und den Pfarrer aus der Schulkommission hinausbuxiren, sonst gäb's keine Ordnung. Der Nestboden-Marti sagte zum Uerthevogt: „Ihr seid ein Narr, wenn ihr euern Buben noch länger in eine solche Hudelschule schickt. So viel als der Lehrer verstehe ich auch, und im Zins- und Heurechnen nehme ich es jeden Augenblick mit ihm auf. Ich will euern Seppli schon unterrichten, und ich wette Zehn gegen Eins, er lernt bei mir mehr, als beim alten Nachthuiri in der Schule droben". Das gefiel dem Uerthevogt, denn der Nestboden-Marti hatte auch einmal studiert und war in die Lateinschule gegangen. Freilich wollte ihm das Lateinische nicht recht gerathen, d'rum hatte er später den Schnapshandel angefangen und diese geistreiche Beschäftigung sagte ihm besser zu. Nebenbei machte der Marti für ungeschulte Leute den Schreiber und Rechner und führte in politischen Dingen gern das große Wort. Der Nestboden-Marti war ganz ein Mann nach dem Herzen des Uerthevogts, d'rum wurde die Sache gleich ausgemacht und der Hauslehrer angestellt. —

Der Vorfall zwischen dem Uerthevogt und dem Schulmeister erregte ziemliches Aufsehen im ganzen Dorfe. Als der Seppli die folgenden Tage nicht in der Schule erschien, so kam die Sache vor den Schulrath und der Uerthevogt wurde aufgefordert, seinen Sohn zum Schulbesuch anzuhalten. Aber da hatte man erst recht in's Wespennest hineingestochen. Schlegel that wie unsinnig, begehrte auf wie ein Rohrspatz und sagte, er lasse sich und sein Kind nicht tyrannisieren und eher wolle er auswandern, als seinen Sohn nochmals einem Grobian, wie der Schulmeister einer sei, in die Finger geben. Auf das hin ließ man dem unverständigen Manne seinen Willen und dem Nestboden-Marti seinen Schüler. Als der Pfarrer aber darauf bestand, daß der Seppli die Christenlehre besuche, da gab es einen heftigen Auftritt zwischen ihm und dem Uerthevogt und der „aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote" brachte einen Artikel nach dem andern, in denen der eifrige Seelsorger als ein unduldsamer, störrischer Mann hingestellt wurde.

Welchen Eindruck mußten all' diese Vorkommnisse auf das Herz der guten Frau Uertheögtin machen. Sie ließ kein Mittel unversucht, ihren Mann eines Besseren zu belehren — umsonst. Seitdem der Nestboden-Marti in's Haus kam, war der Friede daraus verschwunden. Die brave Frau durfte sich keine Bemerkung mehr erlauben, sonst gab's Streit. Da blieb ihr nichts anderes übrig, als im Stillen zu weinen und mit dem Vreneli zu beten.

Da der Pfarrer nicht lugg ließ und den Seppli absolut in der Christenlehre haben wollte, so beschloß der alte Schlegel, seinen Sohn expreß fortzuschicken und studieren zu lassen. Zudem mochte er auch einsehen, daß beim Unterricht des Nestboden-Marti nicht viel herausschaute und so wurde ausgemacht, daß Seppli die Schulen in der Stadt besuchen sollte. Die Mutter hätte es zwar lieber gesehen, wenn ihr Sohn in eine Klosterschule gekommen wäre, aber von dem wollte der Uerthevogt durchaus nichts wissen. Der Nestboden-Marti suchte für den Seppli ein Kosthaus und im Herbst sollte derselbe seine Heimat verlassen. —

Am Abend vor der Abreise nahm die Mutter ihren Sohn ganz allein in's Nebenstübchen und sprach da unter vier Augen nochmals recht eindringlich zu ihm. Sie ermahnte ihn, doch recht gehorsam und fleißig zu sein, die bösen Kameraden zu meiden, und seine religiösen Pflichten getreu zu erfüllen. Der Seppli versprach alles Gute — aber die Verkehrtheit des Vaters hatte bereits den bösen Samen in's junge Herz ausgestreut und dieser zu tiefe Wurzeln gefaßt. So vermochte die Saat der Mutter nicht aufzugehen, sie wurde vom üppig wuchernden Unkraut erstickt. Wer aber Wind säet, der wird Sturm ernten, das mußte auch der Uerthevogt an seinem Sohne erfahren.

III.

Mehrere Jahre waren inzwiſchen verfloſſen, ſeit Joſeph das Elternhaus verlaſſen hatte und die Schulen in der Stadt beſuchte. Er war größer aber nicht beſſer geworden, ſo oft er in die Ferien heimkehrte, zeigte er ſich ausgelaſſener und frecher. Der Vater betrieb indeſſen den Viehhandel, aber ohne Glück, er ſpekulierte ſchlecht und verlor große Summen. Der Herr Student in der Stadt brauchte viel Geld, begreiflich, daß ſo der Uerthevogt in ſeinem Vermögen immer mehr zurückkam. Das machte ihm Kummer und ſchwere Sorgen, aber er ließ nichts merken und ſuchte Zerſtreuung im Wirthshaus. Der Geiſt der Vierzigerjahre ſpuckte damals gewaltig in den Köpfen, auch der Uerthevogt ließ ſich wieder hinter's Politiſieren und diſputierte mit dem Neſtboden-Marti und ſeinen Kameraden im „Bären" oft bis tief in die Nacht hinein. Gewöhnlich kam er dann in angeduſeltem Zuſtande nach Hauſe und wehe der Frau, wenn ſie es wagte, ihrem Manne Vorſtellungen zu machen. All' das und der Kummer um ihren Sohn drückte der Uerthevögtin ſchier das Herz ab. Als daher das Herzübel, an dem ſie ſchon längere Zeit litt, plötzlich eine ſehr ſchlimme Wendung nahm, ſah ſie ruhig und gefaßt dem Tode entgegen. Mit rührender Andacht empfing ſie die hl. Sterbſakramente und als die Kranke andächtig ihre mageren Hände faltete und ein ſeliger Friede aus ihrem bleichen Angeſichte ſtrahlte, da rollte ſelbſt dem Uerthevogt eine Thräne über die Wange.

Sehnlichſt wünſchte die Sterbende nochmals ihren Sohn zu ſehen, aber die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung ſeiner Mutter machte auf den verkommenen Menſchen keinen Eindruck; erſt nach mehreren Tagen erſchien er im Elternhauſe — er fand ſeine Mutter als Leiche.

Seit dem Tode ſeiner Frau war der Uerthevogt in vielen Stücken ein anderer geworden. Still und in ſich gekehrt vermied er den Umgang mit ſeinen frühern Geſinnungsgenoſſen; ſelten erſchien er in den Wirthſchaften, um ſo häufiger beſuchte er jetzt die Kirche. Wohl hatte das erbauliche Ende ſeiner Frau einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, aber auch das Treiben Joſephs hatte ihm nach und nach die Augen geöffnet, er erkannte die ſchlimmen Folgen der verkehrten Erziehung ſeines Sohnes — die Ausſaat zeigte immer mehr ihre ſchlimmen Früchte.

Joſeph war groß und kräftig geworden, er war jetzt ein flotter Student, und koſtete auch Geld wie ein flotter Student. Die Briefe, in denen er immer größere Anforderungen an den Geldſäckel ſeines Vaters ſtellte, trafen recht zahlreich ein, und wenn der Uerthevogt ſich deßhalb beklagte, ſo erhielt er vom Herrn Studenten eine ungnädige Antwort, nicht ſelten heftige Vorwürfe — und der ſchwache Mann fügte ſich.

Wieder war die Zeit der Vakanz gekommen, da raſſelte eines Abends eine Kutſche durch die enge Dorfgaſſe herauf, damals ein ſeltenes Ereigniß, denn die Leute gingen meiſtens zu Fuß und waren noch nicht ſo bequem und faul geworden, wie heutzutage. Ein Rudel Gaſſenbuben begleitete ſchreiend das Fuhrwerk, aber lauter als ihr Lärmen erſchallte das Singen und Johlen der Studenten, die in der Kutſche ſaſſen. Ihr Benehmen zeigte deutlich, daß ſie gut daran thaten, ſich nicht auf ihre Beine zu verlaſſen. Vor dem Hauſe des Uerthevogts wurde gehalten und aus der Kutſche ſtieg oder purzelte vielmehr der Studioſus Joſeph Schlegel und zwei Kameraden taumelten ihm nach. Da erhoben die Gaſſenbuben einen Höllenlärm: „Der Lunziſepp, der Lunziſepp, der Schlegellunzi!" brüllten die Gaſſenbuben aus vollem Halſe. Die drei Studenten ſuchten ſich dem Anblick der ſpottenden Menge möglichſt bald zu entziehen, ſie wankten durch die Hausthüre und tappten die Stiegen hinauf.

Auf der oberſten Stufe ſtand der Vater Leonz, die Stirne bedenklich gerunzelt. „He da, Alter!" ſchrie jetzt der hoffnungsvolle Sohn, „hier bringe ich dir angenehme Geſellſchaft, ein paar fidele Häuſer, Hans Schluck und Oskar Pump, meine Freunde!" Bei dieſen Worten wurde der Uerthevogt von den drei Studenten umringt und ſtürmiſch begrüßt. Auch Vreneli, das ſich in die Küche geflüchtet hatte, wurde aus ſeinem Verſtecke hervorgeholt und ſofort beauftragt, Wein für die Gäſte herbeizuſchaffen. „Die hätten, mein' ich ſchon genug!" brummte die alte Kathri, als ihr Vreneli den Auftrag mittheilte.

Nun gings ein paar Tage luſtig her im Hauſe des Herrn Uerthevogts Leonz Schlegel. Die Studenten waren Herr und Meiſter über Küche und Keller, und haſelierten, ſangen und jubilierten, und lebten wie die Vögel im Hanfſamen und kehrten das Unterſte zu oberſt. Zuerſt ſah Leonz erſtaunt zu, nach und nach aber wachte der Stolz auf ſeinen Sohn wieder in

ihm auf, er fühlte sich geschmeichelt, als das ganze Dorf von seinen Gästen sprach. Freilich, was die Leute von den tollen Streichen des Lunzisepp erzählten und wie er Geld verthue und Schulden mache u. s. w. von dem hörte der Uerthevogt nichts. Bald aber sollte er von anderer Seite darüber aufgeklärt werden.

Kaum hatten die jungen Herren das gastliche Haus ihres Freundes verlassen, — natürlich ohne nach der Rechnung zu fragen oder an ein Trinkgeld für Vreneli oder die alte Kathri zu denken, so langte ein Brief nach dem andern an den Herrn Uerthevogt mit der höflichen Bitte, die und die noch unbezahlten Rechnungen für den Herrn Studiosus Joseph Schlegel zu berichtigen. Da machte der Uerthevogt freilich ein langes Gesicht, es kam zu heftigen Auftritten zwischen ihm und Joseph, aber der Sohn blieb Sieger, er befahl und der tiefgekränkte Vater gehorchte und bezahlte die Schulden.

Das Schuldenmachen, das der Herr Student in der Stadt gründlicher erlernt hatte, als alles andere, wurde von ihm natürlich auch daheim fortgetrieben. Im Kreise seiner Kameraden, an der Seite seines ehemaligen Hauslehrers, des Nestboden-Marti, der sich wie ein Blutegel an die beiden Schlegel hängte, führte der Studiosus das große Wort am Wirthstische und zahlte die Zeche. Bald war er selten mehr zu Hause, war das aber der Fall, dann hatte Vreneli üble Zeit. Mit dem Vater mochte sich der Herr Student nicht unterhalten, die alte Kathri konnte er nicht leiden, und sie ihn auch nicht, — um so eifriger suchte er mit dem Meitschi, das zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, anzubinden. Er strich ihm überall nach, in die Küche, in den Keller, auf den Estrich, in die Holzhütte, aber Vreneli suchte ihm immer auszuweichen — es hatte allen Grund dazu. Einstmals befand es sich im sog. Chuchistübli, da schlüpfte der Student auch hinein und belästigte das gute Meitschi mit seinen läppischen Reden. Joseph erlaubte sich Späße, die ein anständiger Mensch verabscheut und auch dem Vreneli lief die Galle über. Es stellte sich und las dem frechen Burschen tüchtig die Leviten. Ja, in der Aufregung sagte es ihm geradezu in's Gesicht hinein, er sei ein Lump und ein Hudel, er habe seiner Mutter das Herz gebrochen und er bringe auch noch den Vater vor der Zeit in's Grab. Das war zu viel für das junge Herrlein, Joseph brauste auf, nannte das Vreneli eine undankbare Hexe und ein hergelaufenes Bettelmensch und wenn es nicht auf der Stelle still sei, so wolle er ihm zeigen, wer hier im Hause Meister sei. Was es da gesagt habe, wolle er sich hinter die Ohren hinaufthun, und ihm schon daran denken.

Seitdem sich Joseph mit dem Vreneli verfeindet hatte, war er selten mehr daheim. Wenn irgendwo eine Kilbi gefeiert oder ein Schießet abgehalten wurde, so war der Lunzisepp dabei. Er war besonders stolz darauf, wenn er bei einem Schützenfest die Fahne tragen und die Begrüßungsrede halten konnte. Es fehlte ihm nicht an einer starken Stimme und ein paar Phrasen von Freiheit und Brüderlichkeit, von Fortschritt und Patriotismus hatte er ganz gut eingedrillt. Das viele Reden machte natürlich durstig und seine Kehle mußte oft gespühlt werden; so kam es, daß die Leute oft zu sagen Gelegenheit hatten: „Der Lunzisepp hat heute wieder einmal zwei Fahnen heimgetragen."

In der Schlafkammer des Uerthevogts befand sich, in die Wand eingemauert, ein kleiner, wohlverschlossener Schrank, in welchem der Vater sein Geld und seine Werthsachen verwahrte. Da befanden sich die Gültentrucke und das Zinsbuch, daneben in einem ledernen Beutel das baare Geld. Auch der Schmuck der Mutter sel. war im Schranke aufbewahrt, die silberne Haarnadel, das köstliche Halsbätti mit den Granaten d'ran, die Göllerkettchen mit den hübschen Rosetten aus Filigran nebst dem silbernen Rosenkranz. Den Schlüssel zu diesem Schrank trug der Uerthevogt gewöhnlich bei sich, bisweilen legte er ihn auch in ein Schubläddchen der Kommode, welche in der Kammer stand. Das bemerkte Joseph, welcher dem Vater Gelegenheit genug bot, über den Geldschrank zu gehen.

Eines Morgens, es war an einem Sonntage, öffnete der Uerthevogt den Schrank, um sich mit Geld zu versehen, als ihm auffiel, daß der lederne Beutel nicht wie sonst zugebunden war. Ein schlimmer Verdacht stieg in ihm auf, hastig zählte er den Inhalt. Er wußte genau, daß er vom Schuldentreiber jüngst eine Summe von über 200 Fr. eingetriebene Zinsen erhalten und in den Beutel gelegt hatte. Diese Summe ungefähr fehlte. Der Uerthevogt wurde bleich vor Schrecken und Aerger, kein Zweifel, da lag ein Diebstahl vor. Nun wurde die Trucke mit dem Schmucke der Mutter sel. untersucht — siehe, — da fehlten das Halsbätti, die Göllerkettchen und der silberne Rosenkranz! Der Uerthe-

vogt war wie außer ſich. Der Schlüſſel zum Schrank war am gewohnten Platz gelegen, am Schloß war nichts verletzt, nirgends zeigten ſich Spuren eines gewaltſamen Einbruches. Offenbar mußte der Dieb im Hauſe ſelber und mit allem auf das Beſte bekannt ſein. Da durchzuckte eine ſchreckliche Ahnung ſein Gehirn. „Wenn es mein Sohn wäre!“ ſtöhnte der Uerthevogt. Ihm flimmerte vor den Augen. Sollte es möglich ſein, das eigene Kind ſollte den Vater beſtohlen haben! Leonz dachte an das verſchwenderiſche Treiben Joſephs, aber er konnte, er wollte es nicht glauben, daß dieſer ein Dieb ſei. Ganz verwirrt, eilte er aus der Kammer in die Stube aus der Stube in die Kammer, öffnete zehnmal den Geldſchrank, unterſuchte zehnmal das Schloß und jeden Winkel der Kammer, — aber an der Thatſache war nichts zu ändern, der Uerthevogt war beſtohlen worden.

„Wenn es mein Sohn wäre!“ ſtöhnte der Uerthevogt.

Als Joſeph zum Mittageſſen nach Hauſe kam, winkte ihm der Vater ſtumm in die Kammer, und ſchloß, als Beide eingetreten waren, ſorgfältig die Thüre. „Joſeph!“ ſtieß der Uerthevogt mühſam heraus, „ich bin beſtohlen worden. In dem Wandſchrank dort fehlt eine Summe Geld, das Schloß iſt unverletzt, der Dieb muß im Hauſe bekannt ſein und den Schlüſſel zu finden gewußt haben. Er muß im Hauſe wohnen, da ſich nirgends die Spur eines Einbruches zeigt. Joſeph!“ bei dieſen Worten zitterte die Stimme des Vaters, „Joſeph, ſage mir ehrlich und aufrichtig, haſt du das Geld genommen?“ Einen Augenblick ſtutzte der Jüngling, eine tiefe Röthe übergoß ſein Angeſicht — aber bald faßte er ſich und mit entrüſtetem, ja zornigen Tone ſagte er: „Vater, was denkt ihr von mir! Ich, ein Schelm! Einen ſolchen Vorwurf dulde ich vom eigenen Vater nicht, das müßt ihr mir beweiſen!“ Dieſes kühne Auftreten machte den Uerthevogt ſtutzig und ganz kleinlaut ſagte er: „Werde doch nicht böſe, Joſeph! Ich habe ja nicht behauptet, daß du der Dieb ſeieſt, ich habe ja nur . . . .“ „Wie ſollte ich wiſſen,“ fiel ihm der Sohn in die Rede, „wo der Schlüſſel zum Schrank ſich befindet, da ich ja erſt kurze Zeit daheim und ſelten in der Kammer bin? Und zudem, bin ich der einzige Menſch im Hauſe, der's wiſſen könnte? Iſt nicht noch die alte Kathri da und das Bettelmeitſchi, das Vreneli? So eine Jungfer, die keinen Batzen eigenes Vermögen beſitzt und doch vielleicht an's Heirathen denkt, — die könnte — glaube ich — das Geld auch brauchen!“ —

Mit dieſen Worten verließ Joſeph die Kammer und ſchlug die Thüre heftig zu. Der Uerthevogt ſtand da wie verſteinert, in ſeinem Herzen erhob ſich der Verdacht gegen Vreneli, das arme Kind. „Es iſt wahr,“ murmelte er, „Vreneli muß wiſſen, wo der Schlüſſel liegt. — Das Meitſchi iſt ſeit einiger Zeit ein ganz anderes geworden, ſo einſilbig, ſo verſteckt.“

Beim Mittageſſn ging esziemlich ſchweigſam zu, nur Joſeph wechſelte ein paar Worte mit dem Vater, dem Vreneli aber war es heute ſo ſchwer um's Herz, die bange Ahnung von einem bevorſtehenden Unglück erfüllte dasſelbe.

Nach dem Eſſen ging Joſeph ſeinen gewohnten Kameraden nach, Vreneli aber fragte den Uerthevogt, ob es nicht heute Nachmittag zu ſeiner Gotte in's Bachtobel hinausgehen dürfe, ſie ſei nicht recht zweg und habe ihm berichten laſſen, es ſolle einmal zu ihr kommen. „Kannſt gehen!“ ſagte der Uerthevogt barſch, „aber mach', daß du zum Nachteſſen wieder hier biſt!“

Bald darauf verließ Vreneli das Haus. Es hatte keine Ruhe, bis es der Gotte ſein Herz ausſchütten und ſie wegen des Studenten um Rath fragen konnte. Da auch die alte Kathri zur Nachbarin, dem Eierer-Mili hinüberging,

um mit ihr zu rätſchen, war für Leonz der Augenblick gekommen, ſeinen inzwiſchen gefaßten Plan auszuführen. Sofort ſtieg er in Brenelis Kammer hinauf. Früher hatte das Meitſchi in der Laube oberhalb der Stube ſein Schlafgemach, als aber die Herren Studenten ankamen, mußte es ihnen Platz machen und das Dachkämmerlein beziehen. Auf Joſephs Verlangen blieb ſeither die Laube als Gaſtzimmer eingerichtet. Die Thüre zu Brenelis Kämmerlein war nicht geſchloſſen, drinnen herrſchte eine wohlthuende Ordnung. Ein Tiſch und ein Kaſten, ein Stuhl neben dem Bette, das war die ganze Ausrüſtung. An den Wänden hingen ein paar Tafeln, auf dem Tiſche ſtand ein Muttergottesbild, das einſt die Frau Uerthevogt dem Breneli als Kram von Einſiedeln heimgebracht hatte. Sofort ging der Uerthevogt an die Unterſuchung. Zuerſt durchwühlte er den Kaſten. Wohlgeordnet lagen darin Brenelis Kleider und das Bettzeug, ein alter Schlufi war ſorgfältig im Unterg'ſchlachti aufbewahrt — aber von Geld fand ſich keine Spur. Auch in der Tiſchtrucke und unter den Bettkiſſen wurde nichts gefunden, vergeblich wurde ſogar der Bettſack unterſucht — nirgends zeigte ſich etwas Verdächtiges. Jetzt gewahrte der Uerthevogt in einer Ecke eine ziemlich große hölzerne Schachtel, ſie wurde umgeſtürzt und ihres Inhaltes entleert. Da fiel unter verſchiedenen Tuchlappen, unter Garn und Fadenknäueln auch ein ſchwerer, ſorgfältig in ein Papier gewickelter Gegenſtand heraus. Haſtig wurde das Papier aufgeriſſen und das Halsbätti, die Göllerkettchen ſowie der ſilberne Roſenkranz der Frau Uerthevogt kamen zum Vorſchein. „Jetzt habe ich dich," rief Leonz triumphirend, „aber wo iſt das Geld verſteckt? — Nach dem brauche ich wohl nicht mehr zu ſuchen, das hat die Hexe zur Gotte mitgenommen." Mit dieſen Worten packte der Uerthevogt die Tuchlappen ſammt den geſtohlenen Gegenſtänden wieder in die Schachtel, nahm dieſe unter den Arm und trug ſie in ſeine Schlafkammer hinab.

„Komme mir nicht mehr unter die Augen".

Kaum konnte Vater Schlegel Brenelis Rückkehr erwarten, ſein Herz klopfte laut vor Aufregung und Zorn. Sechszehn Jahre lang war Breneli in ſeinem Hauſe, gehalten wie das eigene Kind — und nun dieſer Undank, dieſe Heuchelei! Begreiflich, daß der Uerthevogt heftig losbrach, als das Meitſchi endlich in die Stube trat. Er machte ihm die ſchwerſten Vorwürfe, nannte es eine Diebin, ein ſchlechtes, grundverdorbenes Bettelmenſch und als das arme Kind regungslos vor Staunen und Schrecken da ſtand, da riß Leonz die Kammerthüre auf, holte die Holzſchachtel heraus und warf ſie ſcheltend vor Breneli auf den Boden, daß die Knäuel und Tuchlappen ſammt dem Silberzeug vor ſeine Füße rollten. „Wo haſt du das geſtohlene Geld?" ſchrie Leonz, „Heraus damit, du falſche Hexe!" Dem armen Breneli wurde ſchier übel vor Angſt, es ſank auf die Knie nieder und betheuerte hoch und heilig, es habe nichts geſtohlen. Da hielt ihm der Uerthevogt den ganzen Sachverhalt vor und fügte bei, er wolle nur aus Rückſicht auf ſeine Frau ſel., die Breneli als Kind aufgenommen, es nicht verklagen. „Aber", ſagte er und zeigte auf die Thüre, „da hat der Zimmermann für dich das Loch gemacht. Packe dich und komme mir nicht mehr unter die Augen."

Breneli ſchluchzte laut auf, daß ſich ein Stein hätte erbarmen mögen, aber der Uerthevogt würdigte es keines Blickes mehr, er ging in die Kammer und warf die Thüre klirrend in's Schloß.

Eine Stunde nachher trat im Dunkel ein ſchluchzendes Mädchen aus dem Hauſe, es trug einen kleinen Bündel unter dem Arm und wankte durchs Dorf, dem Bachtobel zu.

IV.

Der Herbſt war gekommen, die Studenten hatten bereits ihre Ränzelein wieder geſchnürt und von den Ihrigen Abſchied genommen, der Lunziſepp aber blieb diesmal daheim. — Dem Vater war die Luſt vergangen, ſeinen Sohn weiter ſtudieren zu laſſen, Joſeph ſollte nun ſein Geſchäft übernehmen, und den Viehhandel betreiben. Der Sohn zeigte ſich nicht ungern dazu bereit, obwohl er vom Handeln ungefähr ſoviel verſtand, als eine Kuh vom Muſizieren. Das Reiſen gefiel ihm ausgezeichnet, hatte aber der alte Schlegel in der letzten Zeit ſchlechte Geſchäfte gemacht, ſo machte der junge noch ſchlechtere und es ging reißend abwärts mit ihrem Kredit. Auch im Hausweſen ſah es ſchlimm aus. Die alte Kathri war nicht im Stande, die Haushaltung allein zu führen, es mußte nach Brenelis Weggang eine Magd angeſtellt werden. Ein junges, unerfahrenes Meitſchi kam in's Haus, ein zimpferliches Weſen, geputzt wie eine Stadtdame und dumm wie eine Schneegans. Mit Joſeph war Babettli bald vertraut und nun begann beim Uerthevogt ein Leben, wie es luſtiger nicht ſein konnte. Zwar koſtete die Haushaltung heidenmäßig viel Geld, doch wurde nicht beſſer gekocht, als zu Brenelis Zeiten, aber es ſah alles viel nobler aus. Mit Schrecken ſah der Uerthevogt von Tag zu Tag ſeine Schuldenlaſt ſich mehren, er verſank in tiefes Sinnen und Nachbrüten.

Eines Tages kam Babettli ſchneeweiß vor Schrecken in die Stube geſprungen, die alte Kathri, welche immer noch im Hauſe herumhumpelte, war über eine Stiege hinunter geſtürzt und hatte ſich ſchwer verletzt. Der Doktor und der Pfarrer wurden ſchleunigſt geholt und der Kranken ſofort die hl. Sterbſakramente gereicht. Kaum hatte der Pfarrer mit dem Allerheiligſten das Haus verlaſſen, ſo ließ die alte Kathri den Uerthevogt rufen und hatte ziemlich lange mit ihm allein zu reden. Ganz aufgeregt und in größter Verwirrung verließ Leonz die Kranke, ſie mußte ihm wichtige Mittheilungen gemacht haben. Joſeph war nicht zu Hauſe, er hatte mit dem letzten Geld, das der Vater in ſeinem Schranke hatte, Vieh gekauft und war damit in's Welſchland gefahren.

Als der junge Schlegel von ſeiner Reiſe zurückkehrte, war die alte Kathri ſchon lange unter dem Boden. Der Uerthevogt war trüb und melancholiſch geſtimmt, düſter und ernſt, wie die Nebelwolken, welche ſich an den Bergen hinzogen. Es war ſpät am Abend, als Joſeph das Haus betrat, der Vater war noch auf, denn er wußte, daß ſein Sohn kommen werde. Obwohl Joſeph ſehr ſchlechte Geſchäfte gemacht hatte, ſo war er doch heiter und aufgeräumt. Er trug eine neue Kleidung, die er in der Stadt gekauft, und hatte ein Geldtäſchchen nach neueſter Mode umgehängt — deſſen Inhalt aber durchaus nicht den Erwartungen des Vaters entſprach. Zornesröthe färbte das Antlitz des Uerthevogts, als er die neue Kleidung ſah, aber er faßte ſich; wie er aber nach dem Verlauf des Geſchäftes fragte und Joſeph geſtehen mußte, daß er beim Handel nicht nur nichts gewonnen, ſondern noch ein Namhaftes verſpielt habe, da riß dem Uerthevogt der Faden der Geduld und er erging ſich in bittern Vorwürfen gegen ſeinen Sohn. „Du haſt mich um mein Vermögen gebracht! Daß du ein Lump und Taugenichts biſt, das iſt ſchon lang bekannt und daß du mich ſonſt beſtohlen haſt, das iſt nun auch an den Tag gekommen. Du haſt es freilich nicht bemerkt, daß die alte Kathri dir zuſchaute, als du das Silberzeug in Brenelis Kammer verſteckteſt, um den Verdacht auf das arme Meitſchi zu lenken. Nun iſt das Maß voll! Du haſt einen braven Menſchen um Ehre und guten Namen gebracht! Du haſt mich verleitet, das unſchuldige Breneli aus meinem Hauſe zu ſtoßen. Durch deine Schurkenſtreiche häufeſt du Schande auf mein graues Haupt!“ — Zuerſt erſchrack Joſeph heftig ob dieſen Worten, dann aber fuhr er jäh empor, ſein Kopf glühte vom Weine, ſeine Augen funkelten im Zorn, — die Wuth darüber, ſich entlarvt zu ſehen, raubte ihm jede Beſinnung, er griff nach dem auf dem Tiſche liegenden Meſſer und führte damit einen Stoß — nach dem Haupte des greiſen Vaters. Mit einem dumpfen Schrei ſank der alte Mann zuſammen, das Blut ſtrömte aus einer breiten Wunde über ſein Angeſicht. Starr vor Entſetzen ſtand der Sohn einen Augenblick da — dann erwachte er wie aus einer Betäubung. „Gott im Himmel! Ich bin ein Mörder, der Mörder meines Vaters!“ Raſch hing er ſich die Geldtaſche, die er mitgebracht hatte, um, dann ſtürzte er hinaus aus dem väterlichen Hauſe, hinaus in die finſtere Nacht.

Langſam ſchlorpte der Nachtwächter-Toni durch's Dorf und machte ſeine Runde. Vor

des Kirchmeiers Haus hatte er pflichtſchuldigſt ſein:

„Loſid, was i euch will ſage:
d'Glogge hed Elfi g'ſchlage,
Elfi g'ſchlage“

geſungen und eben nahte er der Wohnung des Uerthevogts, da ſah er plötzlich einen Menſchen aus der Hausthüre ſtürzen und haſtig vorüberrennen. Die Thüre blieb ſperangelweit offen, aus den Stubenfenſtern drang Lichtſchimmer. Das kam dem Nachtwächter-Toni verdächtig vor, er trat in den Hausgang und hörte nun deutlich aus der Stube einen ſchwachen Hilferuf, Wimmern und Stöhnen. Eiskalt lief es dem Manne über den Rücken, doch faßte er Muth, ſtieg die Treppe hinauf und öffnete die Stubenthüre. Was mußte er ſehen! Vor ihm lag der Uerthevogt auf dem Boden ausgeſtreckt in ſeinem Blute. Schnell wurde Lärm geſchlagen, Babettli geweckt, der Doktor geholt und der beſinnungsloſe Leonz verbunden und zu Bette gebracht.

Mit einem dumpfen Schrei ſank der alte Mann zuſammen.

Am andern Morgen verbreitete ſich wie ein Lauffeuer die Kunde durch das Dorf, beim Uerthevogt ſei eingebrochen und dieſer beinahe ermordet worden.

Bewußtlos lag der Uerthevogt auf ſeinem Lager. Obwohl ſein Zuſtand höchſt bedenklich war, ſo mangelte ihm doch eine ſorgſame Pflege. Babettli wußte ſich nicht zu rathen noch zu helfen, die Verwandten kümmerten ſich wenig um einen Mann, von dem ſie nichts mehr zu erben hofften. Da erſchien Vreneli am Krankenlager und bat, den Uerthevogt pflegen zu dürfen. Mit unermüdlichem Eifer und der Geduld eines Engels wachte es an ſeiner Seite und wenn er in Fieberträumen heftig tobte, da wirkte ſeine Gegenwart und ſein mildes Wort beruhigend auf den unglücklichen Mann. Allmälig ſchwand auch die Nacht des Irrſinns, die ſeit jenem ſchrecklichen Abend Leonzens Geiſt umſchattet hatte, und freudig nahm Vreneli die Anzeichen wiederkehrender Beſinnung wahr.

Es war an einem Nachmittag, als der Kranke wie aus einem ſchweren Traume erwachte. Verwundert ſchaute er um ſich, da gewahrte er Vreneli an ſeiner Seite. Sein ſchmerzlicher Blick ruhte eine Zeit lang auf der treuen Pflegerin; „Vreneli,“ hauchte er leiſe, „du hier?“ Dann ſank er ermattet in die Kiſſen zurück. Lange lag er da mit geſchloſſenen Augen, die ſchmerzliche Bewegung in ſeinem Antlitze ließ ahnen, daß die Ereigniſſe der letzten Zeit an ſeinem Geiſte vorüberzogen. Als er die Augen aufſchlug, war ſeine erſte Frage: „Wo iſt Joſeph?“ Vreneli wagte nicht zu antworten. „Ich weiß es ſchon,“ fuhr der Uerthevogt nach einer Pauſe fort, „er iſt geflohen — der Unglückliche, — Gott verzeihe ihm!“ — Wieder hielt der Kranke inne, — dann ſtreckte er Vreneli die Hand entgegen, das Wort „Verzeihung“ drang über ſeine Lippen — dann erſtickte Schluchzen ſeine Stimme. Vreneli war auf die Kniee geſunken, ein Strom von Thränen benetzte die Hand des Pflegvaters, der mit matter Stimme weiter fuhr: „Gott wird mir gnädig ſein, wenn auch du mir verzeihſt. — Ich habe ſchwer gefehlt — aber auch ſchwer gebüßt. . . . Vreneli, ich will mich mit Gott und den Menſchen ausſöhnen, rufe mir den Pfarrer.“

Der Pfarrer erſchien. Es war ein ſchmerzliches Wiederſehen — aber zugleich ein rührender Anblick, als der Uerthevogt den ehrwürdigen Prieſter um Verzeihung bat für die vielen zugefügte Beleidigungen. „Jetzt ſehe ich ein“, ſeufzte der Kranke, „wie ſchwer ich gefehlt und wie ich die Zuchtruthe ſelber gebunden habe, womit ein gerechter Gott mich ſtrafte. Es iſt wahr geworden, was ihr mir einſt ſagtet, Herr Pfarrer! — ein ungerathener Sohn iſt dem

Vater zur Schande.“ Der Pfarrer ſprach milde Worte des Troſtes zu dem reumüthigen Kranken, er ermahnte ihn zum Vertrauen auf Gott, der zwar gerecht, aber auch barmherzig iſt. — Geſtärkt durch die Segnungen der Kirche verſchied der Uerthevogt nach wenigen Stunden, ſeine letzten Worte waren ein Segenswunſch für Vreneli — und ein Gebet für den unglücklichen Sohn. — Weinend drückte ihm Vreneli die Augen zu.

* * *

Jahre ſind inzwiſchen vergangen. Vom Uerthevogt Leonz Schlegel redet faſt niemand mehr. Einſt hatte der nächtliche Einbruch in ſein Haus gewaltiges Aufſehen erregt, aber der Polizei war es nicht gelungen, den Thäter zu entdecken. Freilich munkelten die Leute allerlei — und als Joſeph nach dem Tode ſeines Vaters immer noch nicht von ſeiner Reiſe zurückkehrte, ſo wurde das Gerede allgemein, der Sohn habe die Hand gegen ſeinen eigenen Vater erhoben und dieſer geerntet, was er geſäet. Ueber den landesabweſenden Joſeph Schlegel erging der Schuldenruf und der Bärenwirth ſoll ein Bedeutendes an ſeinem einſt ſo guten Kunden verloren haben.

Vreneli lebte als glückliche Ehefrau des Peterhanſen-Toni auf dem Gütchen im Bachtobel, welches die Gotte dem fleißigen Paare billig abgetreten hatte, da klopfte eines Abends ſpät — es war ſchon hinten im November und recht kalt — ein zerlumpter Bettler an die Hausthüre. Vreneli öffnete mitleidig und ließ den Armen herein. Der Mann ſah erbärmlich aus, ſeine Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe, ſeine Kniee ſchlotterten vor Froſt und Kälte und der Tod ſchaute ihm aus den Augen. Der Unglückliche bat um eine Nachtherberge im Stall. Vreneli reichte dem hungernden Bettler eine warme Suppe und ein tüchtiges Stück Brod, befahl ſodann dem Kaſpi, ihrem Knecht, den Mann in den Stall zu begleiten und ihm eine Lagerſtätte anzuweiſen. Auf dem Wege zum Gaden fragte der Bettler nach dem Namen des Bauern, dem das Gut gehöre. Der Kaſpi, ein geſprächiger gutmüthiger Burſche erzählte ganz treuherzig, wie der Bauer des Peterhanſen-Toni heiße und wie ſeine Frau eigentlich eine Schwäbin, die Tochter des ſchon längſt verſtorbenen Pankraz Scheibele. „Aber, was fehlt euch?“ fragte plötzlich der Kaſpi, „ihr zittert ja wie ein Eſpenlaub! Iſt euch nicht wohl?“ „Es fröſtelt mich nur ein wenig,“ erwiederte der Bettler „aber ſagt mir, iſt die Frau nicht früher im Dorf drinnen geweſen?“ „Ja freilich, beim Uerthevogt, dem Leonz Schlegel, der iſt aber auch ſchon längſt im Grabe. Hat auch genug Kummer und Kreuz erlebt an ſeinem eigenen Buben, dem Lunziſepp. Aber, gut' Nacht, ich will euch nicht aufhalten, ihr bekommt wieder euer Fröſteln, wie ich ſehe. Da, deckt euch mit Heu tüchtig zu und haltet euch warm. Gute Nacht!“

Mit dieſen Worten verließ Kaſpi den Stall, draußen vor der Gadenthüre blieb er ſtehen, ihm war's als ob er ein leiſes Stöhnen vernommen habe. — Doch alles war ſtille und der Kaſpi ging mit ſeiner Laterne langſam dem Hauſe zu. Als er aber am Morgen nach dem Bettler ſchaute, lag dieſer — todt im Heu.

Sofort machte der Knecht dem Peterhanſen-Toni und ſeiner Frau Anzeige, erzählte auch, was er geſtern Abend mit dem Fremden geſprochen habe. Da ließ Vreneli es ſich nicht nehmen, die Leiche des Mannes, den ſie geſtern nur flüchtig angeſchaut, zu ſehen. Lange blickte ſie in das bleiche, von Kummer und Elend entſtellte Angeſicht, dann ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus, wandte ſich weinend ab und ſprach: „Das iſt des Uerthevogts Joſeph. Gott ſei ſeiner Seele gnädig!“

So endete ein unglücklicher Sohn. Eine verkehrte Erziehung führte ihn auf den Weg des Böſen und ſtürzte ihn in's Verderben. Wie berechtigt iſt daher die Mah nung des hl. Paulus: „Ihr Väter, erziehet euere Kinder in der Lehre und Zucht des Herrn,“ (Eph. 6, 4.) denn wie die Ausſaat ſo iſt die Ernte.